

Semper reformanda

Über die Notwendigkeit eines neuerlichen Wandels in der Pastorenausbildung

von Reinhard Schmidt-Rost¹

1. Pastorenbildung und Gesellschaft

Die Bildung der evangelischen Pfarrer war seit 1555 politisch notwendig verknüpft mit der gesellschaftlichen Funktion, die dieser Berufsstand im Herrschaftsgefüge der einzelnen deutschen Territorien zugewiesen bekam. Die evangelischen Fürsten mußten nach dem Augsburger Religionsfrieden - mit dem Kirchenregiment betraut - ein ausgeprägtes Interesse daran haben, da die Pfarrer die Entwicklung des jeweiligen evangelischen Bekenntnisses in ihren Gebieten förderten. Dieses Interesse an einer gründlichen Ausbildung der Pfarrer konnte sich allerdings erst nach dem Dreißigjährigen Krieg langsam institutionalisieren und weiter entfalten. Die Einrichtung von Predigerseminaren und die berufsorientierte Entwicklung und Standardisierung des Theologiestudiums hat seit dem späten 17. Jahrhundert bis zum Ende des landesherrlichen Kirchenregiments immer wieder neue Formen angenommen. Die Differenzierung der Ausbildung zum Pfarrer ist ein stetiges Projekt geworden, das an der Entwicklung des Fortschrittsgedankens in der Neuzeit in Deutschland Anteil hat. Ein (zunächst unbeachteter) Meilenstein in dieser Entwicklung ist zweifellos Schleiermachers Programm für das Theologiestudium an den Preußischen Universitäten (publiziert unter dem Titel "Kurze Darstellung des theologischen Studiums", 1. Aufl. 1810), aber auch die Entwicklungsgeschichte der Predigerseminare von Riddagshausen bis Preetz illustriert die Stationen dieses Prozesses.

2. Preetzer Aufbruch

Gesellschaftliche Veränderungen haben nicht nur zur Gründung des Predigerseminars in Preetz, 1896, sondern auch zur Institutionalisierung des Preetzer Modells am Anfang der 70er Jahre dieses Jahrhunderts geführt. Die Aus-

einandersetzung zwischen den Generationen in den späten 60ern ging an der Ausbildung zum evangelischen Pfarrer nicht spurlos vorbei. Das Preetzer Modell hat die Pastorenausbildung in den Zusammenhang der Diskussion über die Human- und Sozialwissenschaften gestellt. Es hat damit einen wichtigen Beitrag geleistet, um die Pfarrer auf ihre Berufsaufgaben den Anforderungen der modernen Gesellschaft entsprechend vorzubereiten. Inzwischen aber sind wiederum Wandlungen eingetreten, die ein erneutes Nachdenken über Veränderungen in der Ausbildung nahelegen, auch wenn es nach fünfundzwanzig Jahren so aussehen könnte, als sei mit dem Preetzer Modell eine stabile Form der Ausbildung auf (un)absehbare Zeit gefunden.

3. Bildungsmangel und Erfahrungsschatz

Die gegenüber 1971 veränderte Situation der Absolventen des Ersten Theologischen Examens läßt sich zunächst durch das ambivalente Begriffspaar "Bildungsmangel und Erfahrungsschatz" charakterisieren.

Die Reise durch die Welt der Sprachen kostet die Theologiestudenten heute unvergleichlich viel mehr Zeit als damals, als das Preetzer Modell noch nicht einmal Kinderschuhe brauchte. Vier bis fünf Semester dauert das Erlernen der alten Sprachen heute nicht selten, zumal sich das Allgemeinbildungsangebot der Schulen immer weiter vom Humboldtschen Bildungsgedanken entfernt und das Pfarrhaus als Bildungsort für den Pfarrernachwuchs nicht mehr präsent ist.

Eine weitere Bremse liegt an einer ganz anderen Stelle: Die Wartelisten und Wartezeiten sorgen dafür, daß noch mehr Studenten noch länger studieren, nicht zuletzt wegen der Unklarheit ihrer beruflichen Zukunft.

Die Preetzer Vikare sind deshalb heute deutlich älter als die Vikare Anfang der 70er Jahre und haben mehr Erfahrungen gesammelt: Mit verschiedenen Unsicherheiten (Studienfinanzierung, Berufsaussichten, Auswertung von Prüfungsergebnissen), mit unterschiedlichen Lebensformen - das Single-Studenten-Dasein ist nicht mehr die Regel -, mit gesteigerter Verantwortlichkeit in Familie und (vorläufigem) Beruf. Die Vielfalt der Erfahrungen läßt sich aus einer Übersicht über typische Tätigkeiten in der Wartezeit erschließen:

1. Hausmeister-Tätigkeit in einer diakonischen Einrichtung,
2. Sprachlehrer-Existenz an einer Fakultät zumeist im östlichen Europa,
3. Banklehre, kaufmännische Tätigkeiten,
4. Pflegedienst in diakonischen Einrichtungen,
5. Organisationstätigkeit bei einem freien Träger (Kontakt nach dem Examen),
6. Fortsetzung eines Jobs, der schon zur Studienfinanzierung diente,
7. Doktor-Arbeit,
8. Hilfstätigkeiten im Bibelwerk, PTI und anderen kirchlichen Bildungseinrichtungen,

9. freie Mitarbeiter-Tätigkeit im journalistischen Feld,
10. Volontariat im Presse-Verband,
11. freie Mitarbeit in der Telefonseelsorge neben einer anderen Berufstätigkeit.

Sind die Erfahrungen, die hier gemacht werden, ohne Bedeutung für den pastoralen Bildungsgang?

4. Individualität und Individualisierung

Die Aufbruchsstimmung in den pastoralen Ausbildungsinstitutionen war vor einem Vierteljahrhundert geprägt von einer als neu empfundenen Zuwendung zur Psychologie und Soziologie. Joachim Scharfenberg - 1971 nach Kiel berufen - hat mit anderen Theologen wie Hans-Christoph Piper, Richard Riess, Dietrich Stollberg und Hans-Joachim Thilo, beeinflusst auch von der amerikanischen Seelsorgebewegung des Clinical Pastoral Training, dazu beigetragen, daß die Ausbildung in den Predigerseminaren in Deutschland tiefenpsychologisch und gruppendynamisch ausgerichtet wurde. Die Zeichen der Zeit standen auf Dialog mit den Humanwissenschaften, auf Orientierung an den Bedürfnissen der Gemeindeglieder (vgl. erste EKD-Mitgliedschaftsbefragung 1974) und auf Funktionsorientierung des Pfarrerberufs; "Helfen und Begleiten" wurde zur zentralen Aufgabe des Pfarrerberufs, seelsorgerliche Sensibilität stand hoch im Kurs, die Vokabel "Verkündigung" galt als autoritär. Im Rückblick kann man wissen, daß der pastoralpsychologische Aufbruch der frühen siebziger Jahre Teil einer Entwicklung zur sog. "Therapie-Gesellschaft" war, in der die einzelnen mit ihrer individuellen Biographie scheinbar zum Mittelpunkt der Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens wurden.

Die ernsthaften Vorschläge, den Pfarrer als Funktionär in einer Dienstleistungsgesellschaft in Analogie zum niedergelassenen Arzt und in Nachfolge des nordamerikanischen Modells des Pastoral Counselors aufzufassen, und die Entwicklung der pastoralen Existenz zur Teilzeitbeschäftigung in den Ballungszentren zeigen, daß die Individualisierungstendenz ihre soziale Entsprechung in der marktorientierten Dienstleistungsgesellschaft sucht und mehr oder weniger notgedrungen findet. Der Dienst des Pfarrers erhält seine Deutung dabei aus dem Dienstleistungsgedanken, nicht mehr aus dem Dienstgedanken.

Der Aufbruch zu individueller Selbstbestimmung und Gestaltung der je eigenen pastoralen Praxis hat die Verunsicherung von Kirche und Pfarrerschaft, die behoben werden sollte, eher verstärkt. Erst allmählich wächst die Erkenntnis, daß die individualtherapeutische Analyse von Deutungen, die dann mühsam symboldidaktisch wieder synthetisiert werden müssen, die Frage nach dem, was überhaupt noch gilt, erschwert und sie keinesfalls ersetzen kann.

5. "Vergleichsweise gut"

Zu denken gibt auch der Austausch mit christlichen Kirchen in anderen Teilen der Welt, insbesondere durch die Kontakte von Kandidaten in der Wartezeit mit Theologiestudenten in Ländern Osteuropas, etwa als Deutschlehrer in Riga oder Bratislava. Diese Begegnungen haben einen Eindruck davon vermittelt, wie reich ausgestaltet das deutsche Ausbildungsmodell derzeit ist. Wenn man neben einem höchstens vier- bis fünfjährigen Studium in Osteuropa schon eine Gemeinde versorgen muß, wenn man weder genug Lehrbücher zum Lernen hat noch auch kontinuierlich zur Verfügung stehende Lehrer findet, oder wenn man schon aus Gründen der Geschlechtszugehörigkeit kaum Aussicht auf die Ordination hat, dann ist das - neben allen allgemeinen wirtschaftlichen Schwierigkeiten - eine schwere Belastung. Sie gibt im Vergleich zu denken. Ist das nordelbische Angebot nicht zu reichlich? Müßten wir nicht mit weniger Ausbildungszeit auskommen? Wo könnten wir konzentrieren?

Diese Fragen stellen sich inzwischen auch hierzulande im Blick auf den wirtschaftlichen Status vieler Kandidaten in Deutschland. Stellenteilungen, Rückstufungen in den Gehaltsstufen, Abstriche gerade bei den Berufsanfängern sind keine guten Voraussetzungen, um Menschen zu finden und auszubilden, die mit Selbstbewußtsein den christlichen Glauben in einer Gesellschaft verbreiten, die sich vor allem am Geld mißt und daran, was man dafür bekommt. In diesem Strom hat sich zusätzlich eine gewisse Marginalisierung des Pfarrerberufs unter den kirchlichen Mitarbeitern ergeben: 8,5% aller Mitarbeiter sind noch Theologen in Nordelbien. Sollte man nicht in dieser Lage den zukünftigen Trägern leitender Ämter früher mit Verantwortung betrauen und nicht erst weit jenseits des 30. Lebensjahrs?

6. Semper reformanda

Diese Gedanken führen zu einigen Reformvorschlägen für das bisherige Ausbildungssystem - mit dem Ziel, die Bedingungen für die Studenten und Vikare angemessen zu gestalten, ihrem Lebensalter und den kirchlichen Finanzen angemessen. Zwei Änderungen sind zu empfehlen, ohne daß hier schon ein genauerer organisatorischer Rahmen skizziert werden könnte:

Änderung 1: Pflichtgemeindepraktikum während des Studiums - mit dem Ziel, die Berufsperspektiven zu klären und das Studium in seiner Bedeutung für die pastorale Praxis besser zu würdigen.

Änderung 2: Berufstätigkeit nach dem Studium (zwei Jahre) - integriert in die Vikariatszeit durch regelmäßige theologisch/psychologische Begleitung, mindestens solange die Wartelisten bestehen, evtl. auch noch länger, falls sich das Verfahren bewährt.

Diese Vorschläge beruhen auch auf der Überzeugung, daß es dem Selbstbewußtsein der Studenten und Vikare und dem Amt nützt, eine weitere Trennung zwischen Studium und Vikariat abzuwehren. Wie oft wurde nicht der

Spruch kolportiert: "Im Vikariat müssen Sie erst einmal alles vergessen, was Sie im Studium gelernt haben." Und dieser Spruch war doch nur Ausdruck einer allgemeineren Lage, denn die Kräfte, die zu einem Auseinanderdriften der beiden Ausbildungsphasen beitrugen und beitragen, lassen sich ja - zusätzlich zu den oben skizzierten Trends - durchaus benennen:

- Nicht erst seit Anfang der siebziger Jahre bewirkte die Zuwendung der Theologie zu ihren wissenschaftlichen Gesprächspartnern innerhalb der Universität eine genuin wissenschaftliche Orientierung.
- Die funktionale Deutung des Amtes verband sich in der Vikarsausbildung mit der Hoffnung auf den Erwerb spezieller Kompetenzen, die das Studium nicht zu liefern vermochte.

Die Folge der Distanzierung war für die erste Phase eine weiter verstärkte Spezialisierung in den wissenschaftlichen Disziplinen und für die zweite Phase die Entwicklung eines Kurssystems, das vor allem anderen die seelsorgerliche Kompetenz verstärken sollte, wobei unter Seelsorge mehr und mehr eine am Konflikt orientierte Kurzpsychotherapie (Pastoral counseling) und eine an tiefenpsychologischen und sozialpsychologischen Modellen orientierte gruppenspezifische Interaktionsform verstanden wurde.

Die Kräfte zur Integration der Ausbildungsphasen bekommen aber inzwischen auch höheren Orts wieder Rückenwind; Horst Hirschler sagte vor der Synode in Schweinfurt (FAZ-Bericht vom 17. Oktober 1994):

"Man hat nicht den Eindruck, daß die Prediger wissen, daß wir als unser typisches Qualitätsprodukt auf dem gegenwärtigen Markt des religiösen und weltanschaulichen Angebots die Freiheit eines Christenmenschen zu bieten haben." Viel eher herrsche die Überzeugung vor, die Protestanten seien "Fachleute für Schwierigkeiten und ethische Unterweisung".

Angehende Pfarrer müßten daher nicht nur die verschiedenen Fähigkeiten, die eine traditionsabgebrochene, individualistische und pluralistische Wirklichkeit fordere, erlernen, sondern sie müßten vor allem als geistliche Persönlichkeiten wachsen. Bereits im Studium müsse ihnen deutlich werden, wie der theologische Lehrer sich das wissenschaftlich abstrakt Formulierte für seinen eigenen Glauben zurechtlegt und welche konkreten Erfahrungen er vor Augen hat. Es sei nicht hilfreich, wenn die alten Formeln (»Christus ist für uns gestorben«) wiederholt würden, ohne Rechenschaft darüber zu geben, was man sich darunter genau vorzustellen hat. Der heutige Anspruch, etwas zu erleben und zu erfahren, sei sachgemäß. Dafür gibt es nach Hirschlers Auffassung nur die Möglichkeit, "in die Texte der Bibel mit allen Lebenserfahrungen einzusteigen, um mit ihnen selbst etwas zu erfahren".

7. Drei Wünsche

Meine Vorstellungen für das Zusammenwirken in der Ausbildung zum Pfarrer will ich in drei Wünsche fassen, will es also halten wie in einem guten Märchen. Drei Wünsche gestattet die gute Fee:

Wunsch 1: Die Ausbilder im Vikariat interessieren sich für das Studium. Ich wünsche mir eine Erwartungshaltung, die den Denkbemühungen der Theologischen Fakultäten mit Neugier und Herausforderung begegnet. Ich stelle mir einen Kommunikationsprozeß vor, in dem die Studenten merken, daß ihre Lebensfragen, die sie zum Studium der Theologie motiviert haben, ihren theologischen Lehrern in Studium und Vikariat in gleichem Maße, wenn auch in jeweils spezifischer Weise, wichtig sind.

Wunsch 2: Die Bildung setzt sich in der Ausbildung fort. Die Erfahrungen und Erkenntnisse, die Theologinnen und Theologen nach dem Ersten Examen und der Wartezeit mitbringen, sollen etwas gelten, sollen nicht nur zugrundegelegt, sondern spürbar eingesetzt werden. Dieser Wunsch zielt auch in die Richtung eines bleibenden Ansehens der Theologischen Fakultäten. Wenn die kirchlich verantworteten Ausbildungswege sich vom Studium an den Fakultäten immer weiter distanzieren, wird berechtigterweise von der Gesellschaft die Frage gestellt, wozu noch staatliche Theologische Fakultäten gebraucht werden, wenn die Kirchen als Träger der religiösen Optionen der deutschen Gesellschaft sich gar nicht mehr auf die Fakultäten beziehen.

Die Kirche muß in ihren Ausbildungsgängen die Frage nach der Erfahrbarkeit der christlichen Botschaft ins Zentrum stellen, sonst wird sie zu dem, was religiöse Gemeinschaften ohne Reflexion ihrer weltanschaulichen Grundlagen eben sind, Sekten.

Ergänzend wäre auf Wunsch 1 zu verweisen: Die Theologie, die nicht angefragt wird von der Kirchenleitung (im weiten Sinne Schleiermachers), kann keinen Beitrag zu dieser Funktion leisten.

Wunsch 3: Die Vikariatsstruktur wird in ihrer bisherigen Form aufgelöst zugunsten einer Kombination aus berufsbegleitender Ausbildung und begleiteter Gemeindegarbeit.

Dieser Wunsch richtet sich von der ersten an die zweite Phase, insofern, als einige Schwierigkeiten und Ängste vor dem Examen durch eine Flexibilisierung der zweiten Phase aufgehoben werden könnten. Die bedrängenden Fragen: "Was wird aus mir in der Wartezeit? Wie lange wird sie dauern? Gibt es Möglichkeiten einer weiteren Qualifizierung?" würden wegfallen, ein durchgehender Ausbildungsgang mit intensiver Begleitung und Beratung über die Fortschritte und Fortsetzung bis zum Zweiten Theologischen Examen wäre die Regel.

Die Vorstellungen von einer Flexibilisierung des Vikariats gehen von der Erfahrung aus, daß die sog. Wartezeit eine Zeit von höchster Bedeutung für die Entfaltung einer reflektierten religiösen Persönlichkeit geworden ist.

Hier werden geistliche Erfahrungen gemacht, Erfahrungen, die für die Vorbereitung auf den Pfarrdienst von Relevanz und der Begleitung bedürftig sind.

8. Ablauf

Folgender Ablauf wäre für die Zeit nach dem Ersten Theologischen Examen denkbar:

- a. Berufsbegleitende theologische Weiterbildung für ca. ein Jahr, evtl. auch als Fernkurs. D.h. Suche nach einer sinnvollen Tätigkeit, deren Dauer von den Kandidaten mit ihrem beruflichen Vertragspartner und mit dem Ausbildungsdezernat abgestimmt wird. Diese Zeit sollte gemäß ihren spezifischen Anforderungen ebenso wie die Gemeindegarbeit im Vikariat begleitet werden.
- b. Ein Jahr Gemeindegarbeit sollte mit je einem Kurs in Homiletik/Liturgik, Kybernetik inkl. Kirchenrecht und Religionspädagogik verbunden sein.
- c. Ein halbes Jahr Examsenszeit.
- d. Fortbildung in den ersten Amtsjahren.

Für die berufs-, d.h. wartezeitbegleitende erste Phase des Vikariats ist die Mitarbeit von freien Mentoren notwendig, in der zweiten Phase wäre eher an eine Begleitung durch Gemeindepastoren zu denken.

Um es abschließend noch einmal zu unterstreichen: Diesen ersten organisatorischen Überlegungen liegt der Gedanke zugrunde, daß wir die Spuren der christlichen Botschaft, das Evangelium von der Freiheit eines Christenmenschen in den verschiedensten Lebenszusammenhängen neu entdecken lernen müssen und können. Sprachfähigkeit für die Tradition in der Gegenwart entwickelt sich aus hoffentlich vorhandenen persönlichen Gaben durch die Bildung theologischer Kompetenz und die Entfaltung psychologischer Sensibilität und vor allem aus der Erfahrung, daß diese Gaben wirklich gefragt sind.

¹ Dieser Text ist die erweiterte Fassung eines Beitrags zum ersten der beiden Symposien zum 100. Jubiläum des Predigerseminars in Preetz im Januar 1996.

Es ist zum 100. Jahrestag von Preetz angemessen, an das älteste evangelische Predigerseminar in Deutschland zu erinnern, das vor sechs Jahren bereits seinen 300. Geburtstag feierte. Im Vorwort zur Festschrift für Riddagshausen schrieb der damalige Bischof der Braunschweigischen Landeskirche, Gerhard Müller:

“Die Vorbildung der Geistlichen war in der Geschichte der Kirche sehr unterschiedlich. Genügte es im späteren Mittelalter noch, lesen und schreiben zu können und sich eventuell in den grundlegenden Wissenschaften ein wenig umgesehen zu haben, so forderten Reformation und Humanismus ein theologisches Studium. ... Im Mittelalter war die Ordination Sache der Bischöfe. In der Reformationszeit forderten Gemeinden und Landesherren bei den Reformatoren ausgebildete Pfarrer an, so daß z.B. an der Universität Wittenberg das theologische Abschlußexamen abgelegt und dort - meist durch Johannes Bugenhagen - sogleich auch ordiniert wurde. Diese Konzentration auf das akademische Studium genügte den Braunschweiger Herzögen Rudolph August und Anton Ulrich im Jahre 1690 nicht mehr. Beraten von Abt Johann Lucas Pestorff stellten sie vielmehr fest, daß »bei der jetzigen Menge der studierenden Jugend« sich der größere Teil aus finanziellen Gründen »oder aus eigenem Unfleiß« nicht mehr recht auf das Studium konzentriere und deswegen nicht gut genug qualifiziert sei. Deswegen richteten sie im Kloster Riddagshausen ein Collegium ein, wo sich eine begrenzte Zahl von Kandidaten zwei bis drei Jahre lang ausbilden lassen konnte und sich auch selbst fortbilden sollte. Vorauszugehen hatte ein mindestens zweijähriges Studium an der Landesuniversität in Helmstedt.”

(W.Theilemann/Hg., 300 Jahre Predigerseminar/1690-1990 ..., Wolfenbüttel 1990, S.7)